



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Peiser, Georg: Die Schule der Welt : ein preußisches Luftspiel Friedrichs
des Großen. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deutsche Wesen kaum irgendwo zum Ausdruck, es sei denn in Belgrad, das ganz den Eindruck einer deutschen Stadt macht. Im übrigen herrscht, wenn man das moderne Leben und die äußere Physiognomie ins Auge faßt, ein französisch=italienischer Zug, wenn man das volkstümliche Treiben betrachtet, eine aus urwüchsigem Bauerntum und orientalischer Lässigkeit gemischte Balkanart vor. Das Verhältnis dieser beiden Bestandteile aber beginnt sich immer mehr umzukehren: wie sich das Reflexbild eines Nebelbilderapparats leise wandelt, indem die Umrisse des einen Bildes verschwimmen, und die des andern daraus empor tauchen, so erscheint dem häufigern Besucher das äußere Bild der Balkanstädte wie ein solches Wandelbild; die Formen und die Farben des Orients verschwimmen und verschwinden mehr und mehr, und die Umrisse eines modern europäischen Städtebildes treten immer deutlicher daraus hervor; die Metamorphose ist noch lange nicht abgeschlossen und steht nicht überall in demselben Stadium, wenn man aber bedenkt, in welchem Zustande diese Städte noch vor zwanzig Jahren waren, muß man staunen, wie schnell ihre Europäisierung seitdem vorgeschritten ist.



Die Schule der Welt

Ein preußisches Lustspiel Friedrichs des Großen

Von Georg Peiser

2



er zweite Akt spielt in der Wohnung Argans. Julie ist voll Verzweiflung über die Aussicht, Mondor, dem ihr ganzes Herz gehört, entsagen zu müssen. Aber sie wagt trotz Nerinens Zureden keinen Widerstand gegen ihren Vater, den sie zärtlich liebt, und noch weniger gegen ihre Mutter, die das Regiment im Hause führt. Ihr Gespräch wird durch das Eintreten der Madame Argan unterbrochen. Sie sinkt sofort in einen Sessel und klagt über heftige Migräne. Die verwünschte Schildwache an der Ecke mit ihrem ewigen Wer da-Rufen werde sie noch ganz unter die Erde bringen. Nerine lenkt das Gespräch auf die beabsichtigte Verlobung. Und während Julie stumm zuhört und nur von Zeit zu Zeit einen Verweis wegen ihrer schlechten Haltung bekommt, setzt die Mutter auseinander, weshalb ihr die Verbindung mit dem Sohne ihres Nachbarn so sehr zusage. „Bardus ist so grundgelehrt“ — was tut es, daß er sich, wie Nerine einwirft, mit seiner Pedanterie in der ganzen Stadt lächerlich macht und sogar der Hofe auf der Treppe philosophische Vorträge hält, oder daß er sich, wie böse Zungen behaupten, seine Bücher von seinem Freunde, „dem dicken Professor“, schreiben läßt. „Man kann doch nicht alles allein machen, erwidert Madame Argan. Die Hauptsache ist: Bardus hat viel Geld, und Bilvesee ist sein einziger Sohn. Als man mir den Vorschlag machte, meinen jetzigen Mann zu heiraten, meint Madame Argan, habe ich auch zuerst gefragt: wieviel Ein-

kommen hat er? Und ich hätte ihn ganz sicher nicht genommen, wenn ich mir nicht überlegt hätte, daß ich dann viel feiner leben könnte wie Madame de la Tribaudière, deren Equipage lange nicht so schön ist wie meine, oder wie Madame la Cousade, bei der man sehr schlecht ißt, oder wie Madame Turton, die im Spiel lange nicht so hohe Einsätze machen kann wie ich.“ So habe sie denn auch den Triumph erlebt, daß einige ihrer Freundinnen vor Neid über ihre gute Partie die Gelbsucht bekommen hätten. Nerine wirft ein, daß ihr Mann doch außer seinem Gelde noch sehr gute andre Eigenschaften habe. „Von den guten Eigenschaften eines Mannes lebt man nicht, erwidert sie scharf, das Wichtigste ist, daß man zu essen und zu trinken hat, und vor allem, daß man seine Bequemlichkeit hat. Denn das ist kein Leben, wenn man sich quälen muß.“ Nerine wagt es, Madame Argan daran zu erinnern, daß ihr doch auch Mondor immer sehr gut gefallen habe, und auch Julie findet endlich den Mut, einige zaghafte Worte zugunsten ihres Geliebten zu sagen. Er habe die Mutter doch immer mit seinen hübschen Geschichten amüsiert und sei voller Respekt für sie. „Was fange ich mit seinem Respekt an, sagt Madame Argan ungeduldig, er ist arm wie ein Poet, mache mir den Kopf nicht warm mit deinen Dummheiten, du Gelbschnabel.“ Niemals werde sie ihre Zustimmung zu der Verbindung mit einem Manne geben, der nicht zu leben habe.

Sie schickt die Mädchen weg, da ihr Mann eintritt. Der ungewohnte Widerspruch hat sie dermaßen erregt, daß sie ihm erklärt, Julie sei so einfältig, daß sie eine so gute Partie wie Bilvesee gar nicht verdiene. Sie sei überhaupt ein ganz unvernünftiges Mädchen, das an Operntagen erst um zehn Uhr Abendbrot esse und bis Mitternacht auf einem Ball bleiben könne. „Was ist denn dabei Schlimmes, meint Argan, du kannst doch nicht verlangen, daß ein junges Mädchen dieselben Neigungen haben soll wie eine alte Frau.“ „Natürlich wird man mit der Zeit alt, erwidert Madame Argan gereizt, was kann ich dafür? Wie du mich geheiratet hast, war ich jung.“ „Ich habe dir doch dein Alter gar nicht vorgeworfen, verteidigt sich der Ehemann. Ich habe nur gesagt, daß ein Mädchen von achtzehn Jahren nicht den ganzen Tag auf dem Stuhle sitzen kann, und daß man ihr doch auch ihr Vergnügen gönnen darf.“ „Solch ein Vergnügen, erwidert Madame Argan, ist nichts andres als eine furchtbare Anstrengung. Einmal in meinem Leben war ich bei einem solchen Spektakel und bin danach drei Wochen krank gewesen. Wenn ich nicht pünktlich um $\frac{3}{4}$ 10 Uhr einschlafe, kann ich nicht existieren. Julie ist aber ganz anders, das ist eben deine Tochter, während mein Sohn, der Leutnant, der liebe Junge, ganz und gar mein Ebenbild ist.“

Freilich gehen die Anschauungen der Eltern auch über den hoffnungsvollen Christoph weit auseinander. Der Vater klagt bekümmert, daß der Sohn ein ausschweifendes Leben führe und von der Mutter, die seine Schulden bezahle, noch darin bestärkt werde. Die Mutter dagegen bemitleidet den armen Jungen, weil er alle acht Tage einmal auf Wache müsse. Sie habe ihm von ihrem guten Kaffee und chinesischen Tee, auch Stoff zu einem Hausrock und ein Federbett geschickt. Aber er wage nicht einmal, sich auszuziehen, wenn er die Wache habe. „Denke dir nur, mein Schatz, klagt sie, die ganze Nacht in Kleidern zu stecken!“ Überhaupt findet sie, daß der Dienst in Preußen viel zu streng und exakt sei, und möchte ihn am liebsten nach Holland schicken, wo, wie sie gehört hat, jeder Offizier tun könne, was er wolle. Ihre Schwester, die an einen Bürgermeister von Rotterdam verheiratet sei, habe ihr versprochen, ihm dort eine Kompagnie zu verschaffen. Aber Argan erklärt ihr nachdrücklich,

daß er das nie und nimmer erlauben würde. „Wir gehören alle dem Vaterlande an, ihm müssen wir dienen. Wer soll es verteidigen, wenn wir ihm unsern Arm versagen? Nur dann dürfen wir fremde Dienste nehmen, wenn das Vaterland uns austößt oder sich weigert, uns zu beschäftigen. Und wenn der Dienst bei uns streng ist, so dienen dafür die Offiziere hier mit Ehren und bedecken sich mit Ruhm, während die andern dort ihren guten Ruf verlieren, weil sie nicht in Zucht und Ordnung gehalten werden.“ Madame Argan hält es zwar für geraten, dieser ungewöhnlichen Energie ihres Mannes gegenüber zunächst keinen lauten Widerspruch zu äußern, ist jedoch fest entschlossen, ihren Willen — sowohl was Christophs als was Juliens Zukunft betrifft — doch durchzusetzen, denn sie habe ja Gott sei Dank die Herrschaft in ihrem Hause. Als ihr nun aber, kaum daß sie einen Augenblick wieder allein ist, Bilvesee und Mondor zugleich gemeldet werden, seufzt sie über die Unruhe, die ihr bevorsteht, tief auf. Freilich, was helfe das Klagen, man müsse seine Pflicht tun, aber sie werde Gott danken, wenn sie ihre Tochter endlich verheiratet habe.

Bilvesee flüstert der Kammerjungfer, die ihm öffnet, im Vorbeigehn rasch einige stark gepfefferte Komplimente zu und begrüßt dann Madame Argan mit einer schwülstigen Liebeserklärung, die er sich vorher für Julie wohl einstudiert hat. Man sieht aus ihr, daß er das Hallische Theater, wo damals eine Dramatisierung des Ziegler-Klipphausenschen Romans „Die asiatische Banise oder das blut- doch mutige Pegu“ häufig gespielt wurde, nicht ohne Erfolg besucht hat. „O, holdes Wunder, redet er die zukünftige Schwiegermutter an, ich preise den Tag, da ich Sie endlich von Angesicht zu Angesicht sehe, diesen Tag, den ich so lange ersehnt, so ungeduldig erwartet habe, als den glücklichsten meines Lebens. O schöner Stern, von dessen strahlendem Glanze ganz Halle sich erzählt, o himmlische Schönheit, mit der sich selbst Helena, Rosamunde und Magelone nicht messen können. Banise war nicht wert, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen, mein Fräulein, und der Prinz Scandor würde, wenn er Sie gesehen hätte, sicherlich seine Prinzessin haben sitzen lassen.“

Das Lachen Mondors, der sich natürlich über den Irrtum seines Rivalen höchlichst freut, bringt Bilvesee aus dem Konzept, und in seinen eignen Ton zurückfallend brüstet er sich, der galanteste Student in ganz Halle gewesen zu sein. Alle Weiber seien ihm nachgelaufen, und seine künftige Frau könne sehr stolz sein, daß sie sofort einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Mondor klärt ihn schadenfroh über die Verwechslung auf, aber Madame Argan nimmt die Komplimente, die ihr irrtümlich gesendet worden sind, durchaus nicht übel. Sie müsse zugeben, daß sie sich wirklich sehr gut konserviert habe. In ihrer Jugend hätte sie nie ohne Schleier in die Sonne gehn können, und auch jetzt noch habe sie Tage, wo sie ihre Tochter verdunkeln könnte, wenn sie sich die Mühe gäbe, sich hübsch frisieren zu lassen und gut anzuziehn. Sie läßt Julie holen und stellt ihr Bilvesee als ihren künftigen Gatten vor. Dieser ist bei ihrem Anblick gleich Feuer und Flamme. „Hol mich der Teufel, beteuert er ihr, ich bin so verliebt in Sie, als wenn ich Sie schon zehn Jahre gekannt hätte.“ Als er sie nun gar zärtlich unters Kinn faßt und ihr versichert, am liebsten möchte er gleich Hochzeit machen, kann Mondor nicht länger an sich halten und macht ihn darauf aufmerksam, daß sich eine solche Kneipensprache in einem anständigen Hause nicht schicke. Natürlich braust der Student nun auf, er hängt Mondor, unbekümmert um die Anwesenheit der Frauen, ein Duzend Ehrennamen an, prahlt mit den Duellen, die er in Halle ausgefochten habe, und bedauert nur, seine Fechthandschuhe, seine Pistolen und seinen großen Degen nicht da zu haben, damit er

Mondor auf der Stelle züchtigen könne. Da dieser ihm die Antwort nicht schuldig bleibt, scheint es zu Tätlichkeiten kommen zu sollen. Madame Argan ringt verzweifelt die Hände, Nerine sucht die Streitenden zu trennen, und Julie eilt weg, den Vater zu holen. Dieser bringt denn auch die Gegner auseinander und nimmt sie mit sich, um den Streitfall zu untersuchen.

Nerine ist über die Roheit Bilvesees so empört, daß sie sich gelobt, ein solcher Mensch dürfe ihr Fräulein auf keinen Fall heiraten. Sie rechnet bei ihrem Vorhaben auf Martins Unterstützung. Dieser ist denn auch, da Nerine ihm nur die Wahl zwischen ihr und Bilvesee läßt, bereit, seinen Herrn, den er gründlich satt hat, preiszugeben. Er erzählt ihr auf ihre Fragen alles, was sich bei Madame la Roche zugetragen hat. Nerine ist außer sich. Die Väter täten sehr unrecht, ihre Söhne auf die Universität zu schicken, wenn sie dort dergleichen Dinge lernten. Martin setzt ihr auseinander, daß man sorgfältig zwischen dem unterscheiden müsse, was die Professoren die jungen Leute lehrten, und was diese in schlechter Gesellschaft lernten. Aber er zeigt selbst sofort, daß auch er nicht umsonst in Halle gewesen ist. Während Nerine ihm den Plan ins Ohr tuschelt, den sie erfonnen hat, um die Heirat unmöglich zu machen, kommt Merlin, Mondors Diener, und will mit ihr sprechen. Sofort packt Martin die Eiferjucht, und er verbietet ihm, Nerine anzureden. Wenn er sich nicht sofort packe, würde er ihn durchprügeln und hinauswerfen. Vergebens sucht ihn Nerine zu beruhigen. „Dieser Schlingel hat nicht studiert, ruft er, ich werde ihn gleich hinauspedieren.“ Während nun die Diener gerade so wie kurz zuvor ihre Herren einander in die Haare geraten, fällt der Vorhang.

Im dritten Akt sehen wir die beiden Väter wieder. Bardus nimmt natürlich in dem Streit zwischen Bilvesee und Mondor die Partei seines Sohnes. Diesem, der sich mit den sublimsten Materien beschäftigte, mußte natürlich ein Mann wie Mondor lächerlich vorkommen. Er dringt auf sofortige Verlobung, da ein Freund seinen Sohn schon morgen mit auf Reisen nehmen wolle. Er solle alle Professoren Deutschlands und Hollands kennen lernen, dann nach Frankreich reisen, um sich dort in die gute Gesellschaft einführen zu lassen, und schließlich nach England gehn, um ein tiefer Denker zu werden. Argan äußert lebhaftes Bedenken gegen diesen Plan. Ein junger Mann solle erst dann auf Reisen gehn, meint er, wenn er schon fähig sei, sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Sonst nähme er in der Fremde nur die Fehler und die Lächerlichkeiten anderer Nationen an, und der ganze Gewinn seiner Reise bestehe darin, daß er eine neue Mode mit nach Hause brächte. Bardus beruft sich dem gegenüber auf das Beispiel seines Betters Germain, der einen ganz stupiden Sohn habe und ihn eigens nach Paris geschickt habe, damit er sich von dort Esprit hole. „Hat er denn welchen mitgebracht?“ fragt Argan. „Nein, platzt Bardus heraus, verbessert sich aber sofort, er ist noch nicht zurück.“ Bei seinem eignen Sohne sei ein Mißerfolg übrigens ausgeschlossen, da er in Paris nur mit Herzögen, Pairs und Philosophen verkehren solle. „Glauben Sie wirklich, fragt Argan ironisch, daß gute Familien sich die Mühe geben werden, einen jungen Mann abzuhebeln, der eben von der Universität kommt? Liebenswürdig muß man sein, das ist der Freibrief für die gute Gesellschaft. Wer nicht schon vollständig erzogen ist, ehe er nach Frankreich kommt, riskiert, dort nirgends empfangen zu werden. Sein ganzer Verkehr besteht in einigen Theaterprinzessinnen und ein paar Stutzern, und er kommt verdorbener zurück, als er fortgegangen ist.“

Wie Friedrich hier über die programmmäßige Tournee der jungen Deutschen, „der Bettern Germain“ ins Ausland und insbesondre über die zum guten Ton

gehörende Reise nach Paris spottet, so hat er das auch später in seinen Schriften nicht selten getan, freilich seinerzeit mit demselben negativen Erfolg wie Argan im Lustspiel.

Bardus bleibt trotz allen Einwürfen des Freundes dabei, daß sein Sohn die Welt sehen müsse, ehe er einen Beruf ergreife. „Was soll er denn werden?“ fragt Argan. „Soldat nicht,“ erwidert Bardus, denn sein einziger Sohn brauche sich nicht totschießen zu lassen. Auch das Finanzwesen behagt ihm nicht, denn es hieße die Majestät der Philosophie entweihen, wenn man Bilvesee mit so niedern Dingen beschäftige. Er solle Advokat werden. Sein Großvater Aristoteles Bardus habe einmal einen großen Prozeß verloren, und nun solle sein Sohn ihn an der Justiz rächen und der Familie das Geld wiedererschaffen, das ihr damals entgangen sei.

In der Antwort Argans spiegelt sich der Stolz des Königs über die im Jahre 1747 begonnene Justizreform wider, die mit der raschen Aufarbeitung der überjährigen Prozesse und mit der Säuberung des Richter- und des Advokatenstandes eingeleitet wurde. Mitte 1747 war der Großkanzler von Cocceji von Pommern, wo unter seiner Leitung mit der Erledigung der überjährigen Prozesse begonnen worden war, nach Berlin zurückgekehrt, um an den dortigen Gerichten seine Reform fortzusetzen. Zu Anfang des Jahres 1748 konnte er dem König eine Liste vorlegen, worin Berlin allein mit 1364 im letzten Jahre erledigten Prozessen verzeichnet war. Und der König sprach jetzt den pommerschen Justizkollegien seinen Dank dafür aus, daß sie die Bahn gebrochen hätten, die Rechtsverdrehung — Schikane — von der Justiz zu verbannen. Dies ist der Zeitpunkt, wo Argan mit Recht seinem Freunde erwidern konnte: „Die Advokatur ist joeben von allen Ungerechtigkeiten gereinigt worden, und die Prozesse sind in einer Weise vereinfacht, daß die Schikane Hungers stirbt.“ Aber Bardus lächelt mitleidig über seinen optimistischen Freund: „Wenn man auch der Schikane die Nägel beschnitten hat, sie wachsen ihr sehr rasch wieder.“

Sie werden von Madame Argan unterbrochen, die im Tone höchster Bestürzung meldet, Bilvesee habe das Haus verlassen, man wisse nicht, wohin er gegangen sei. Vermutlich lauere er unten auf seinen Gegner, um ihn zu überfallen, sobald er auf die Straße trete. Als Bardus Mondors, den die ängstliche Madame Argan nicht weggelassen hat, ansichtig wird, überhäuft er ihn mit Schmähungen und muß sich dafür von Argan die Zurechtweisung gefallen lassen, daß er für einen Philosophen denn doch etwas zuviel Galle habe. Bardus dringt darauf, daß die Verlobung noch heute stattfinde, und wird darin lebhaft von Madame Argan unterstützt, die die ewige Aufregung satt hat. Diese Unruhe bringe sie ganz aus ihrer gewohnten Lebensweise. Gewiß werde sogar ihre Spielpartie heute Abend nicht zustande kommen. Vergebens ist alles Bitten Mondors. Als er verzweifelt ruft, dann bleibe ihm nichts übrig als zu sterben, entgegnet Bardus trocken: „Aber bitte recht bald, das ist das beste, was du tun kannst.“ Auch Juliens Flehen vermag an dem Entschluß ihrer Mutter nichts zu ändern. „Hör endlich auf, ruft sie zornig, meine Migräne ist schon ganz unerträglich.“ In diesem Augenblick erscheint der Diener Mondors und bringt einen Brief, der für seinen Herrn abgegeben worden ist. Argan nimmt ihn rasch dem Diener aus der Hand und bittet Mondor, ihn lesen zu dürfen. Aber es ist nicht, wie er befürchtet hat, eine Herausforderung von Bilvesee, sondern ein Schreiben aus dem königlichen Kabinett. Erstaunt liest er: „Die Kunde von Ihren Verdiensten ist bis an den Hof gedrungen, der König kennt Ihre Talente und Ihre bedürftige Lage, er bietet Ihnen eine Stelle an seinem Hof. Eilen

Sie, ihm dafür zu danken und zu beweisen, daß Erkenntlichkeit nicht die geringste Ihrer Tugenden ist." Argan findet bei dieser unerwarteten Wendung den Mut, trotz der Gegenwart seiner Frau, Mondor herzliche Sympathie zu zeigen, und wird dafür von Bardus, der die Aussichten seines Sohnes bedenklich gefährdet sieht, beschuldigt, daß er Mondor jetzt umwerbe, weil er in die Umgebung des Königs komme. "Ich hätte meinen Sohn auch bei Hofe unterbringen können, renommiert er, aber ich werde mich wohl hüten, es zu tun. Unserm Hof fehlt es an gesundem Menschenverstand; wahres Verdienst wird dort nicht anerkannt." Argan verteidigt sich entrüstet gegen den Vorwurf niederer Schmeichelei, der in Bardus Worten liege. Es sei doch ein großer Unterschied, ob man eine Tugend schätze, die durch Fürstengunst belohnt werde, oder ob man etwa vor einem fürstlichen Kammerdiener im Staube liege. Er sei zwar nur aus einer gut bürgerlichen Familie, aber dazu viel zu stolz. Seiner Ansicht nach könne man einen Fürsten nicht ärger beleidigen, als wenn man glaube, seine Gunst dadurch zu erwerben, daß man Leuten aus seiner Umgebung schmeichle.

Madame Argan ist schwankend geworden. Nachdenklich wiederholt sie mehrmals: "Also an den Hof kommt er, an den Hof!" Man merkt, daß sie mit einem Entschlusse ringt; aber noch ist sie nicht ganz gewonnen. Da macht Martin, der offenbar im Einverständnis mit Nerine in die Gesellschaft hereinstürzt, allen Bedenklichkeiten ein jähes Ende. Atemlos feucht er: "Ach mein armer Herr, mein lieber Herr!" "Schon wieder ein neues Unglück? ruft Bardus angstvoll, was ist denn passiert?" "Die Polizei, schluchzt Martin, die grobe Polizei! Sie hat ihn arretiert, er sitzt im Gefängnis."

Während Bardus vor Ungeduld vergeht, hustet, räuspert und schneuzt sich Martin und beginnt dann höchst umständlich seinen Bericht. "Kaum hatte die Sonne ihren Lauf vollendet und sich in Phöbus Schoß zur Ruhe begeben, als Bilvesee zu mir sprach: Komm, Genosse meines Ruhms und meiner Studien. Es ist Zeit, uns durch einen kühnen Streich an Madame la Roche wegen ihres unmenschlichen Verfahrens zu rächen." "Wer ist denn diese Madame la Roche?" unterbricht ihn Madame Argan. "Nur Geduld, antwortet Martin, Sie werden schon alles hören." Er erzählt dann ebenso emphatisch weiter, wie sie nur mit einer Schleuder bewaffnet vor das Haus der la Roche gezogen seien, das in einer Sackgasse liege. Hier habe Bilvesee seine edle Stimme erhoben und seinen Schuldschein wiedergefordert. "Welchen Schuldschein?" fragt der Vater. "Nun, den über fünfzig Dukaten, erwidert Martin scheinbar ganz harmlos, den er während der beiden Tage ausgestellt hat, als er in ihrem Hause wohnte." "Oh, dieser weise Sohn!" spottet Argan.

Martin aber fährt, ohne sich um die Unterbrechungen weiter zu kümmern, in seinem Berichte fort. Die la Roche weigert sich, den Schuldschein herauszugeben, und nun wird ihr förmlich der Krieg erklärt. Angstvoll fliehen die Mädchen. Bilvesee und Martin aber lesen Steine von der Straße auf und eröffnen, wie sie das von Halle her gewohnt sind, wo das Fenster einwerfen damals ein beliebtes studentisches Vergnügen war, ein Bombardement gegen das feindliche Haus. In einer Viertelstunde ist keine Scheibe mehr ganz. Dann dringen sie in das Haus, zerschlagen die Spiegel und zerbrechen das Porzellan. Martin bedauert, daß dabei auch eine schöne Meißner Figur entzwei gegangen ist, die beinahe so schön war wie eine japanische. Ein vornehm aussehender Herr kommt Madame la Roche zu Hilfe, wird aber von Bilvesee und Martin die Treppe hinuntergeworfen. Schließlich kommt die Polizei, und

Bilvesee wird trotz heftiger Gegenwehr arretiert. Martin aber springt aus dem Fenster in den Garten und entwischt. Von weitem folgt er dann dem Zuge, der seinen Herrn auf die Wache bringt.

Die lange Erzählung Martins, während deren wir den Eindruck nicht loswerden, daß dieser selbst auf Anstiften Nerinens seinem Herrn den Gedanken des Überfalls eingegeben hat, hat Bardus Zeit gelassen, seine Fassung wiederzufinden. Er erklärt die Behandlung Bilvesees für einen Schimpf, den man der Philosophie angetan habe, und will sich sofort auf den Weg machen, um der Justiz und dem ganzen Staate zum Trotz seinen Sohn zu befreien. Madame Argan ärgert bei der ganzen Geschichte vor allem, daß eine Person wie die la Roche „Madame“ tituliert wird. „Alle Welt läßt sich jetzt »Madame« nennen, das ist doch geradezu himmelschreiend.“ Argan aber rafft sich endlich zu einem männlichen Entschluß auf: „Machen Sie mit Ihrem Sohne, was Sie wollen, aber meine Tochter bekommt er nicht,“ erklärt er Bardus und legt die Hände der Liebenden ineinander. Er hätte es gern schon früher getan, entschuldigt er sich, aber die Vereinbarungen seiner Frau mit Bardus hätten ihn daran gehindert. „Alle Vereinbarungen, die deine Frau trifft, belehrt ihn diese scharf, sind wohl überlegt.“ Aber angesichts der veränderten Situation kann auch sie natürlich an dem alten Plan nicht festhalten, und so willigt sie schließlich ein, in der bestimmten Erwartung freilich, daß der König Mondor einen recht hohen Gehalt geben werde, und weil es doch ein Glück sei, eine Tochter auf gute Weise loszuwerden.

Martin kann selbstverständlich nach seinem Verrat nicht mehr zu seinem Herrn zurück. „Wovon willst du nun leben?“ fragt ihn Nerine. „Ich will Liebesbote (Mercure) bei irgendeinem Minister werden, antwortet er. Auf diese Weise kann man die besten Stellen im Finanzdienst bekommen, und wenn ich mich recht gemästet habe, werde ich dich heiraten.“

Schon die Inhaltsangabe des Stückes hat verraten, daß Friedrich der Große die Technik des Lustspiels in nicht geringem Grade beherrscht. Wiederholt hat er sich mit der Theorie des Dramas, insbesondere des Lustspiels, beschäftigt. In der Epistel Sur les plaisirs, die er im August 1749 an seinen Theaterdirektor, den Baron Smeerts, gerichtet hat, prüft er die Frage, ob die Komödie auf den Hörer eine bessernde Wirkung auszuüben imstande sei, und gelangt zu einem verneinenden Ergebnis. „Zeigt mir, wenn Ihr könnt, ruft er aus, einen einzigen Lasterhaften, der durch die Komödie in einen tugendhaften Menschen verwandelt worden ist. Eine sittliche Läuterung kann nur durch innern Kampf, durch strenge Selbstprüfung geschehen. In das Lustspiel geht man, um sich an einem Witwort zu erfreuen, das von der Satire scharf zugespitzt ist. Man will keine Predigt hören, man will lachen. Wer aber sich selbst kennen lernen will, muß die Einsamkeit suchen. Nur wenn er mit sich allein ist, vermag er seine Fehler einzusehen und die Maske abzureißen, hinter der er vor der Welt alle seine Verfehrtheiten verborgen hat.“

Wich Friedrich in dieser prinzipiellen Frage von Molière entschieden ab, so schien er ihm im übrigen die höchste Vollkommenheit erreicht zu haben, deren das moderne Lustspiel überhaupt fähig sei. In seinem amüsanten Discours sur les ignorants, der sich selbst beinahe wie eine Szene aus einem Lustspiel liest, hat er eben in der Zeit, wo er sich zum erstenmal in der Komödie versuchte, Molières Meisterschaft mit Entzücken gepriesen. Er schildert hier einen dicken Hopprediger, der wider den Besuch von Bällen und Reduten, wider Opern und Lustspiele eifert. „Haben Sie denn welche gesehen?“ wird er gefragt. „Gott

bewahre, erwidert er erschrocken, ich bin in meinem ganzen Leben nicht im Theater gewesen.“ „Und so ein Mann, fährt Friedrich fort, der nichts kennt, will über Gut und Böse urteilen? Geht ins Theater und hört Euch die herrlichen Stücke Molières an, in denen alle unsre Fehler bekämpft werden. Da ist nichts Unreines, nichts Obszönes. Seine Komödien sind wie ein großer Spiegel, worin sich jedermann in voller Figur sehen kann.“ Und nun läßt er eine ganze Reihe Molièrescher Typen an uns vorüberziehen: den allzu leichtgläubigen Ehemann, den lächerlichen Bolterer, den adelstolzen Marquis, den Bedanten, den schlaunen Betrüger, den Geizhals, den Ignoranten, und vor allem den Tartüffe, der schon manchem Hofsprenger die Schamröthe in die Wangen getrieben habe.

Als Friedrich diese bewundernden Worte schrieb, schien Molière in Frankreich selbst schon überholt zu sein. An die Stelle der Charakterkomödie war das Familienstück mit einer starken Tendenz zu moralischer Nüchternheit getreten. Mivelle de la Chaussée, der die neue Richtung zur Blüte brachte, bezeichnete seine Stücke schlechtweg als *comédies*; die Kunstlehre erfand dafür den besondern Namen des weinerlichen Lustspiels, der *comédie larmoyante*. Während sie die französische Bühne eroberte und sogar Voltaire ihr in seiner *Manine* seinen Tribut darbrachte, verhielt sich Friedrich der neuen Richtung gegenüber vollkommen abweisend.

Es gewährt einen eignen Reiz, auch in diesem Falle Friedrich den Großen und Lessing in feindlichen Lagern zu sehen. Aber sie scheinen gleichsam die Rollen getauscht zu haben. Lessing, der de la Chaussée in seinen ersten Lustspielen nachgeahmt hatte, spendet ihm und der *comédie larmoyante* überhaupt noch in der Hamburgischen Dramaturgie hohes Lob. Ja sogar für die *Manine* seines Todfeindes findet er einige wohlwollende Worte. Friedrich dagegen nahm keinen Anstand, dem bewunderten Freunde unumwunden zu schreiben, daß er sein Stück und die ganze Richtung, der es angehöre, für durchaus verfehlt halte. (9. Lettre.) Man kann nicht zweifeln, wessen Urteil hier das tiefer begründete war. „Ihre *Manine*, schrieb Friedrich dem Verfasser, ist ein Roman in eleganter Dialogform, der mir nur zufällig auf die Bühne Molières verschlagen zu sein scheint. Seine Muse war die erste auf dem Theater von Paris, die dem Lachen Grazie verliehen hat. Hütet Euch, daß sie nicht die letzte sei. Molière sah die Natur, wie sie ist, und stellte sie in gewaltigen Gemälden dar. Seine Nebenbuhler haben den Geschmack des Publikums verdorben. Man ist seiner kräftigen Malweise überdrüssig geworden. An die Stelle seiner Sittengemälde sind fade Plattheiten getreten. *Melpomene*, die tragische Muse, hat sich verkleidet, sie kommt als schmachtende Bäuerin auf die komische Bühne, um verliebte Abgeschmacktheiten zu sagen und Heldentränen zu vergießen.“

Er nennt die neue Gattung eine Kezerei wider den Geist der wahren Komödie, eine Herabziehung der großen Vorbilder ins Triviale. Wenn es sogar Voltaire durch seine *Manine* nicht gelungen sei, ihn zur Sekte de la Chaussée zu bekehren, so werde das sicherlich auch keinem andern glücken. Er zweifle ja nicht daran, daß es viele Leute gäbe, die lieber in der Komödie Süßigkeiten hören als ihre Fehler gespielt sehen wollten und ein Interesse daran hätten, einen schalen Dialog einer Sittenschilderung vorzuziehen. Aber dann müsse man eben auf die Kunst eines Terenz und eines Molière verzichten und ins Theater nur gehn, um zu lernen, wie man auf hunderterlei Weise sagen könne: ich liebe dich. „Mein Eifer für die gute Komödie, schließt er, geht so weit, daß ich lieber darin verspottet sein als dem schwächlichen Bastard

Beifall klatschen möchte, den der schlechte Geschmack des Jahrhunderts in die Welt gesetzt hat.“

Wie sich Friedrich hier theoretisch als unbedingten Anhänger Molières bekennt, hat er ihn mit seiner Ecole du monde auch in der Praxis nachzubilden versucht.

Schon der Titel erinnert an Molière, an seine beiden Ecoles, in denen Friedrich eine Art Bademeccum für junge Eheleute sah. Es wäre ihm lieber, hatte er bei den Verhandlungen über seine Heirat gesagt, wenn seine Braut die Schulen der Ehemänner — und der Frauen auswendig kenne als Arndts „Wahres Christentum“. Von den Personen Molières kehren bei Friedrich Argan (aus dem *Malade imaginaire*) und Nerine (aus dem *Pourceaugnac*) und Sganarelle wieder. Doch hat er, wie dies Molière so oft tut, auch bei sich selbst eine Anleihe gemacht. Wieder heißt, wie im *Singe de la mode*, der eine der Väter Bardus, die Geliebte Julie. Der Name Mondor mag von monde abgeleitet sein, wie ja sein Träger die seine Weltbildung repräsentiert, die Friedrichs Ideal ist. Bardus ist gleich stupidus. Die drei Einheiten sind auch bei Friedrich gewahrt. Die des Ortes jedoch nicht so streng, daß er sich nicht die Freiheit nähme, den zweiten und den dritten Akt in einem andern Zimmer spielen zu lassen wie den ersten. Wichtiger ist, daß er sich auch in der Charakterisierung seiner Figuren als gelehrigen Schüler Molières zeigt. Von dessen bekanntesten Typen hat er nicht wenige herübergemommen: die empfindsame Tochter, die keinen Widerspruch gegen den Willen ihrer Eltern wagt (wie Mariane in *Tartuffe* und Mariane und Elise im *Avare*), den etwas farblosen Liebhaber, der an die beiden Valer in *Tartuffe* und *Avare* und an Elitandre in den *Femmes savantes* erinnert, den Ehemann, der seiner Frau gegenüber nichts zu sagen hat, wie in *Femmes savantes*, den Philosophen, der sich ganz unphilosophisch ereifert, wie in *Bourgeois-Gentilhomme*, und vor allem die Kammerzofe, die die Vertraute ihrer Herrin ist und die Verwicklung lösen muß. Auch das alte Motiv des Parallelismus zwischen Diener und Herrschaft verdankt Friedrich ohne Zweifel seiner Kenntnis Molières.

Natürlich fehlt es auch im einzelnen nicht an Situationen und an Wendungen, die an Friedrichs großes Vorbild erinnern. Auch Climene in der Kritik der Frauenschule, dritte Szene, sinkt gleich bei ihrem Auftreten kraftlos in einen Sessel; sie kommt ganz krank aus dem Palais Royal, wo sie Molières abscheuliches Stück Ecole des Femmes gesehen hat. Sie werde gewiß vierzehn Tage brauchen, sich wieder zu erholen. Und Montagne, Crastens Diener, läßt in den *Fâcheux* (2. Akt, 3. Szene) wie Martin seinen Herrn vor Ungeduld vergehen, ehe er seinen umständlichen Bericht beginnt.

Wider die „erzwungne Ehe“ hat auch Molière nicht nur in dem Lustspiel, das diesen Namen trägt, sondern auch sonst vielfach geeifert. Was ist es anders als eine Paraphrase der Warnung Dorinens im *Tartuffe* (2. Akt, 2. Szene): „Ihr wagt die Tugend Eurer Tochter, falls Ihr ein Bündnis ohne Liebe erzwingt,“ wenn Friedrich Argan sagen läßt: „Die erzwungenen Ehen haben oft junge Menschen, die von Natur tugendhaft waren, um ihre Sittreinheit gebracht; Gott bewahre mich davor, Mitschuldiger an den Vergehungen zu werden, zu denen eine unglückliche Ehe meine Tochter bringen könnte.“ Auch für den Anspruch des Bardus (1. Akt, 2. Szene), daß den Eltern ein unumschränktes Recht über ihre Kinder zustehet, konnte Friedrich bei Molière ein Vorbild finden. „Die Herrschermacht der Eltern, sagt Armande (*Femmes savantes*, 1. Akt, 2. Szene), ist unumschränkt. Die Tochter, die sich selbst den Gatten wählt, begeht ein Verbrechen.“

Über den Hof, der oft Leuten ohne Verdienst seine Gunst schenke und andre, die ihm treu gedient hätten, schlecht belohne, wird auch bei Molière nicht selten hergezogen. Aber es wirkt natürlich viel amüsanter, Friedrich den Großen selbst im Tone der Mißvergünstigten über den Hof klagen zu hören. Einige wenige Stellen klingen, wie man zum Teil schon früher angemerkt hat, wörtlich an Molière an. Wenn Argan (1. Akt, 2. Szene) zu Bardus sagt: *Votre bile est facilement émue, pour une bile philosophique* und (3. Akt, 4. Szene): *Tant de fiel entre-t-il dans l'âme d'un philosophe* und Nerine (3. Akt, 6. Szene): *Vous oubliez monsieur que vous êtes philosophe, et vous vous fâchez*, so erinnert das nicht nur an eine Stelle aus Boileaus *Lutrin* (chant I, vers 12): *Tant de fiel entre-t-il dans l'âme des dévots?*, sondern auch an die Worte Dorinens zu Orgon (*Tartuffe* 2. Akt, 2. Szene) *Ah, vous êtes dévot, et vous vous emportez*. Wie Marotte, die Magd der Chatoz (*Préc. rid.*, 7. Szene) ihrer Herrin erwidert: *Je n'ai pas appris comme vous la philosophie, so Nerine dem Bardus: Je n'ai pas appris la philosophie comme vous monsieur* (3. Akt, 5. Szene). Vielleicht darf man auch den letzten Satz der *Ecole: Célébrons ensemble la fin de cette heureuse journée* mit den Worten der Schlussszene des *Avere* zusammenstellen: *Allons jouir de l'allégresse, que cet heureux jour nous présente*. Vor allem aber möchte ich ein Zitat aus Molière in dem freundschaftlichen Rate sehen, den Bardus dem jammernden Mondor gibt: *Meurs vite, c'est tout ce que tu peux faire de mieux*. Hier liegt, wenn ich nicht irre, eine Entlehnung aus *Don Juan* (4. Akt, 5. Szene) vor, wo der gefühlvolle Sohn seinem Vater nachruft: *Mourez le plus tôt que vous pourrez, c'est le mieux que vous puissiez faire*.



In der Residenz zu Kleinhausen

Von Maina Jensen

(Schluß)



Der Kunstmalers Keller! meldete der Diener, und die Tür schloß sich geräuschlos hinter dem Eintretenden. Dieser stand ein paar Sekunden regungslos. Das bläulich überflutete Zimmer drehte sich leise vor seinen Augen, in seiner Stirn fing es an zu rauschen.

Ah — Herr Keller!

Die Fürstin erhob sich aus ihrem Armstessel und trat ihm entgegen. Ein mattgrünes Kleid umfloß ihren Körper wellengleich. Dazu paßten auch die weißen Nymphen, die in einer venezianischen Schale auf dem Tische standen. Sie glichen ihr. Ihm war, er berühre eines der kühlen, glatten Blätter mit den Lippen, da er sich auf ihre Hand niederbeugte. Es durchrieselte ihn kalt, als sank er von den glatten Stellen umstrickt in grundlose Tiefen.

Wir erwarten heute Abend — später — Gäste, sagte die Fürstin, mit tiefem Stimmklang, aber da wir in den nächsten Tagen abreisen, wollte ich Sie doch gern noch einmal sehen. Vor allem, um Ihnen zu danken für das Bild. Es macht einen wirklich starken Eindruck und ist vornehm in der Technik.